

DAS ENTGRENZTE PANOPTIKUM

ÜBERLEGUNGEN ZUR POSTMODERNEN THEORIEBILDUNG

"Alle meine Bücher [...] sind [...] kleine Werkzeugkisten. Wenn die Leute sie aufmachen wollen und diesen oder jenen Satz, diese oder jene Idee oder Analyse als Schraubenzieher verwenden, um die Machtsysteme kurzzuschließen, zu demontieren oder zu sprengen, einschließlich vielleicht derjenigen Machtsysteme, aus denen diese meine Bücher hervorgegangen sind - nun gut, um so besser."¹

Diese - mittlerweile berühmt gewordene - Aussage des französischen Philosophen Michel Foucault möchte ich als Motto oder ersten Orientierungspunkt den folgenden Überlegungen voranstellen, in denen ich zunächst versuche, einen kurzen Einblick in eine derzeit immer noch als avanciert geltende theoretische Strömung zu geben, nämlich in den sogenannten Poststrukturalismus bzw. in die postmoderne oder dekonstruktivistische Theoriebildung. In einem zweiten Schritt möchte ich dann die mehr oder weniger radikalen Konsequenzen verdeutlichen, die eine - im weitesten Sinne - postmoderne Theoriebildung für das Verständnis von Kultur und persönlicher bzw. kollektiver Identität bereithält.

Um die - auf den ersten Blick nicht sofort eingängige - theoretische Position der 'Postmoderne' auf möglichst anschauliche Weise darzustellen, möchte ich ein kleines theoretisches Experiment vorführen, indem ich einerseits aus der 'Werkzeugkiste' Foucaults, andererseits aus dem philosophischen Hauptwerk Jean-Paul Sartres jeweils ein theoretisches Element, jeweils eine zentrale Idee oder Analyse herauslöse und - auch über die jeweiligen Intentionen der beiden Autoren hinaus - miteinander kombiniere oder besser: miteinander konfrontiere. Es handelt sich einerseits um das Gefängnismodell des Panoptikums, das Foucault in seinem eindrucksvollen und - in seinen Augen - 'schönsten' Buch "Überwachen und Strafen" beschreibt, andererseits um Jean-Paul Sartres Analyse des Blicks, die er in seinem Hauptwerk "Das Sein und das Nichts" durchführt.

In den Mittelpunkt seines Buches "Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses" stellt Foucault das von Jeremy Bentham 1787 entwickelte Gefängnismodell des Panoptikums, um mit seiner Hilfe die Entwicklung von körperlicher Bestrafung hin zu einer geistig-seelischen Überwachung zu illustrieren, das heißt die zunehmende Verinnerlichung gewaltsamer Bestrafungen wie Folterungen oder Hinrichtungen durch Einschließung, Isolierung, Überwachung und Transformation der Körper der Gefangenen.

Das Panoptikum ist eine Einschließungs-, Überwachungs- und Disziplinierungsanstalt, in der die voneinander getrennten Einzelzellen in konzentrischen Kreisen um einen zentralen Beobachtungsturm herum angelegt sind. Da die Einzelzellen nicht nur in Richtung des Beobachtungsturmes geöffnet sind, sondern auch an der entgegengesetzten Seite Fenster angebracht sind, so daß von der anderen Seite her Licht einfallen kann, läßt sich jede Einzelzelle vom Beobachtungsturm aus restlos einsehen. "Vor dem Gegenlicht lassen sich vom Turm aus die kleinen Gefangenssilhouetten in den Zellen des Ringes genau ausnehmen. Jeder Käfig ist ein kleines Theater, in dem jeder Akteur allein ist, vollkommen individualisiert und ständig sichtbar."² (Foucault 1977: 257) Vom Beobachtungsturm aus kann alles, was sich in den einzelnen Zellen abspielt, beobachtet werden. Jede Regung und Bewegung der Häftlinge kann registriert werden. Die im Panoptikum Einsitzenden besitzen daher keinen persönlichen Schutzraum. Im Panoptikum gibt es für die Gefangenen keinen Anspruch, kein Recht auf Intimität oder Anonymität.

Die Gefangenen befinden sich also in einer Situation vollkommener Sichtbarkeit, Überwachung und Kontrolle, die sich aber noch dadurch potenziert, daß der Beobachtungsturm von den Einzelzellen her nicht eingesehen werden kann. Dies hat zur Folge, daß der Beobachtungsturm unbesetzt bleiben kann, das Beobachtungs-, Überwachungs- und Kontrollverhältnis aber dennoch aufrechterhalten werden kann. Da die Häftlinge nicht wissen können, ob sie gerade beobachtet werden oder nicht, müssen sie sich zwangsläufig so verhalten, als seien sie ständiger Beobachtung ausgesetzt. Die Gefangenen wissen sich ständig zu jedem Zeitpunkt beobachtet. Sie besitzen nicht die Möglichkeit, sich der Beobachtung, dem Blick des Wächters zu entziehen. Dies führt in letzter Konsequenz dazu, daß die Häftlinge beginnen, sich selbst zu beobachten, zu überwachen und zu kontrollieren und zwar bis in ihre unbedeutendsten körperlichen Bewegungen hinein.

¹ Michel Foucault: Mikrophysik der Macht, Berlin 1976, S. 53.

² Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/M. 1977, S. 257.

Das Panoptikum ist also eine anonyme Beobachtungsmaschine, ein unheimlicher Beobachtungsautomat, der einen Raum absoluter Durchsichtigkeit, einen Raum vollkommener Transparenz öffnet oder besser: produziert. Die Hauptwirkung des Panoptikums besteht darin, daß es einen bewußten, permanenten Sichtbarkeitszwang bei den Gefangenen hervorbringt, wodurch die Gefangenen letztlich das Beobachtungs-, Überwachungs- und Kontrollverhältnis selbst stützen.

Eine solche unheimliche Situation der Beobachtung und Selbstbeobachtung beschreibt auch Jean-Paul Sartre in seiner Analyse des 'Blicks', die er in seinem philosophischen Hauptwerk "Das Sein und das Nichts" durchführt. Sartre versucht hier, anhand der Analyse des Blicks bzw. des Blickens Strukturmomente der Beziehungen zwischen den Menschen, also der Intersubjektivität oder des 'Mit-Seins' herauszuarbeiten. Sartre geht dabei von einer einfachen, harmlosen, zunächst selbstverständlichen Situation aus: "Ich sitze in einem Park und sehe die alten Bäume, die Allee, den Rasen, den Himmel, die ziehenden Wolken. Ich selbst bin der Mittelpunkt für all diese 'Dinge', alles, was ich sehe, gruppiert sich um mich. Genauer gesprochen, ich gruppiere im Sehen alles um mich als den Nullpunkt. Mein Sehen ist ein Ordnen. Durch das Sehen vollziehe ich eine bestimmte Anordnung des Seienden."³ Sartres Ausgangspunkt ist also der einzelne Mensch, das einzelne Bewußtsein oder das 'Ich'. Mit Hilfe seiner Wahrnehmungen und Beobachtungen ordnet der einzelne Mensch die Dinge, Gegenstände und Objekte seiner Welt, wobei er sich selbst als Mittelpunkt, als Zentrum seiner Ordnungsleistungen begreift.

Plötzlich taucht jedoch ein anderer Mensch auf. Dieser andere Mensch erscheint zunächst ebenfalls als ein Objekt unter den anderen, bereits wahrgenommenen und geordneten Objekten. Er wird daher ebenso wie die anderen Gegenstände in die bereits geordnete Welt eingeordnet. Dann macht der einzelne Mensch, der sich als Zentrum seiner Welt betrachtet, allerdings eine folgenreiche Entdeckung: Dieser andere Mensch ist gegenüber den anderen Objekten ein privilegiertes Wesen, da es ebenfalls ein Bewußtsein, ein 'Ich' ist, das heißt, ein Mittelpunkt und ein Zentrum, das nun seinerseits die Objekte auf seine Weise anordnet und einordnet. Dadurch verändert sich die bisher von dem einzelnen Menschen, die von 'mir' wahrgenommene Welt. Insofern der andere die Objekte meiner Welt in eine andere, neue Ordnung einfügt, bricht er in meine Welt ein und stiehlt mir gewissermaßen meine Objekte. Durch die Anwesenheit des anderen ereignet sich daher eine Dezentrierung meiner Welt, ein Entgleiten, ein 'Ausfließen' meines gesamten Universums.

Das Auftauchen des anderen hat allerdings noch ein weiteres, weit wichtigeres Strukturmerkmal: Der andere ordnet und gruppiert nicht nur die Objekte meiner Welt auf eine andere, neuartige Weise, so daß ich zumindest der absoluten Gültigkeit meiner eigenen Welt verlustig gehe, gleichzeitig kann auch ich selbst vom anderen gesehen werden. Durch seinen Blick ordnet mich der andere in seine Welt ein, durch seinen Blick macht er mich zu einem Objekt, er vergegenständlicht und verdinglicht mich, er legt mich auf ganz bestimmte Eigenschaften fest. Für Sartre kommt es nun gerade durch das Angeblickt-Werden durch einen anderen allererst zu einer Entstehung meines Selbst, zu einer Konstitution meiner Identität. Sartre erläutert diesen Sachverhalt an dem Phänomen des Überrascht-Werdens und des Sich-Schämens: Der andere, der mich bei einer heimlichen Tätigkeit beobachtet und überrascht, zerreißt durch seinen Blick die Unmittelbarkeit meines In-der-Welt-Seins und meiner Wahrnehmungen, er wirft mich auf mich selbst zurück und vermittelt mir dadurch die Erfahrung meiner selbst.

Das Unheimliche des Auftauchen des anderen und des Angeblickt-Werdens durch den anderen besteht also vor allem in zwei Punkten: Auf der einen Seite weiß ich nicht, wie der andere die Objekte meiner Welt ordnet und gruppiert, auf der anderen Seite kann ich nicht in Erfahrung bringen, auf welche Weise der andere mich selbst als Objekt in seine Welt einordnet. "Erblickt werden heißt, sich als unerkanntes Objekt von unerkennbaren Beurteilungen [...] erfassen."⁴ Da ich nicht weiß, welchen Platz ich in der Welt des anderen einnehme, wie der andere mich beurteilt, bin ich letztlich dem anderen ausgeliefert und preisgegeben. Sartre bestimmt daher die Beziehungen zwischen den Menschen, die Intersubjektivität bzw. das 'Mit-Sein' nicht nur als ein permanentes Beurteilt-Werden durch den anderen, sondern als eine Situation des Preisgegeben-Seins, des Ausgeliefert-Seins, der Hilflosigkeit, ja des Versklavt-Seins.

³ Walter Biemel: Jean-Paul Sartre. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek b. Hamburg 1984, S. 43.

⁴ Jean-Paul Sartre: Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie, Reinbek b. Hamburg, S. 481.

Vergleicht man Foucaults Beschreibung des Panoptikums mit Sartres Analyse des Blicks, so fällt zunächst die Ähnlichkeit und Übereinstimmung beider Analysen auf. Sowohl Foucault als auch Sartre schildern eine Situation der Beobachtung und weisen auf die Wirkungsmächtigkeit von Beobachtungsprozessen hin, die sie jeweils mit einem ausdrücklich negativen Akzent versehen. So wie Foucault 'Individualität' und 'Identität' als eine Wirkung, als ein Resultat, als einen Effekt einer spezifischen Art und Weise der Beobachtung und Überwachung begreift - im Panoptikum wird der Häftling nicht nur für den ihn beobachtenden Wächter, sondern letztlich vor allem sich selbst absolut durchsichtig -, versucht Sartre zu zeigen, daß erst die Beobachtung durch einen anderen Menschen, daß erst das dem anderen Preisgegeben-Sein und Ausgeliefert-Sein zu einer Erfahrung der je eigenen Identität führt.

Sieht man allerdings genauer hin, so fällt auf, daß sich eine Übereinstimmung zwischen Foucault und Sartre vor allem aus der Perspektive der Beobachteten, aus der Perspektive des Beobachtet-Werdens ergibt. Wechselt man demgegenüber den Beobachtungsstandpunkt, indem man nun die Perspektive des Beobachters, die Perspektive des Beobachtens einnimmt, bemerkt man einen nicht unerheblichen Unterschied zwischen der Analyse Foucaults und derjenigen Sartres. Während im Modell des Panoptikums der Standort des Beobachters grundsätzlich unverrückbar und statisch ist - aufgrund der einseitigen Form der Beobachtung des Häftlings durch den Wächter genügt in letzter Konsequenz sogar die bloße Existenz eines Beobachtungsturmes, um das Beobachtungs- und Überwachungsverhältnis aufrechtzuerhalten -, besteht ein entscheidender Aspekt von Sartres Analyse des Blicks gerade darin, auf die prinzipielle Unbeständigkeit und Instabilität jeglicher Beobachtungsstandpunkte hinzuweisen. Der im Park sitzende einzelne Mensch, der zunächst auf souveräne Weise seine Objekte und Gegenstände um sich als Mittelpunkt herum ordnet und gruppiert, macht durch das plötzliche Auftauchen eines anderen Menschen die schmerzliche Erfahrung, daß er seinen souveränen Beobachtungsstandpunkt nicht zu behaupten vermag. Durch die Anwesenheit, insbesondere aber durch den Blick des anderen ereignet sich sowohl ein Verlust, ein 'Ausfließen', eine Dezentrierung seiner Welt auf diesen anderen Menschen hin als auch ein Verlust und eine Relativierung seiner bis dahin aufrechtgehaltenen, scheinbaren Selbständigkeit, Souveränität und Freiheit. Der Blick des anderen degradiert den bis dahin Beobachtenden zu einem Objekt, zu einem bloßen Moment einer anderen Welt, so daß er seinen bisherigen zentralen Beobachtungsstandort verliert und an den Rand, an die Peripherie einer nicht mehr zu durchschauenden, anderen, fremden Welt gedrängt wird.

An dieser Stelle ist nun ein Niveau der Reflexion erreicht, auf dem - auch über die unmittelbaren Intentionen Foucaults und Sartres hinaus - beide Analysen auf produktive Weise aufeinander bezogen werden können. Liest man im Sinne eines experimentellen Verfahrens von Sartres Analyse des Blicks aus Foucaults Beschreibung des Gefängnismodells des Panoptikums, so führt dies zu einer interessanten Beobachtung:

Zunächst läßt sich die von Sartre beschriebene dynamische Bewegung der Dezentrierung des Beobachtungsstandpunktes anhand des Modells des Panoptikums veranschaulichen. Der sich anfangs als Zentrum seiner Welt wählende Beobachter verliert seinen Status als zentraler Beobachter und fällt als nun zum Beobachteten, als zum Objekt gewordenen Wesen gewissermaßen in das Panoptikum hinein. Durch die Gegenwart des anderen findet er sich in einer Situation wieder, die derjenigen eines Häftlings in einem Gefängnis vergleichbar ist. Sartre spricht selbst von einem Versklavt-Werden durch die Anwesenheit und durch den Blick des anderen, so daß in einem übertragenen Sinne Inter-subjektivität und Gesellschaft zunächst als ein gigantisches Gefängnis verstanden werden können, dem scheinbar niemand zu entkommen vermag.

Der Versuch, Sartres Analyse des Blicks mit dem von Foucault beschriebenen Modell des Panoptikums auf eine etwas unkonventionelle Weise in Beziehung zu setzen, führt in letzter Konsequenz dazu, daß das Modell des Panoptikums verändert, erweitert, ja gesprengt werden kann. Da Sartre im Gegensatz zu Foucaults Modell des Panoptikums die Unbeständigkeit und Instabilität eines jeden Beobachtungsstandpunktes, das heißt die grundsätzliche Möglichkeit, von einem anderen Standort aus beobachtet werden zu können, in den Mittelpunkt seiner Analyse des Blicks rückt, kann in einem übertragenen Sinne auch die zentrale Position des Beobachtungsturmes innerhalb des Panoptikums nicht mehr als endgültig letzter Bezugspunkt einer Beobachtung angesetzt werden. Das Modell des Panoptikums, das bis dahin ein einseitiges Beobachtungsverhältnis abbildete, verliert damit seinen statischen Charakter. Insofern jeder Beobachtungsstandpunkt, also auch in einem hypothetischen Sinne der Standort des Beobachtungsturmes, wiederum von einem anderen Standort aus beobachtet werden kann, gerät die bisher geschlossene Struktur des Panoptikums gewissermaßen selbst in Bewegung, es verschiebt und erweitert sich zu einer prinzipiell offenen, unabgeschlossenen "Struktur". Das Modell des Panoptikums wird also gleichsam zerschnitten. Der Kreis des Panoptikums erweitert

sich zu einer ins Unendliche gehenden Vielzahl aus sich selbst hervorgehender, sich selbst produzierender Kreise. Diese Kreise sind wechselseitige, sich sowohl ständig aufbauende als auch wiederum auflösende Beobachtungsverhältnisse.

Anhand dieses mit Hilfe von Sartres Analyse des Blicks auf experimentelle Weise modifizierte und entgrenzte Modell des Panoptikums läßt sich ein wesentliches Strukturmerkmal der Beziehungen zwischen den Menschen, der Intersubjektivität oder des 'Mit-Seins' bestimmen: Der einzelne Mensch findet sich nicht lediglich in ein einseitiges Beobachtungs- oder Repressionsverhältnis eingeschlossen, sondern nimmt innerhalb der Gesellschaft immer auch die mehr oder weniger 'zentrale' Position eines beobachtenden Subjekts ein. Insofern jeder einzelne immer zugleich Beobachteter und Beobachtender, also immer zugleich Objekt und Subjekt einer Beobachtung ist, können Intersubjektivität und Gesellschaft letztlich nicht mehr in Analogie zu einem Gefängnis beschrieben werden. Die prinzipielle Wechselseitigkeit der Beobachtungsverhältnisse - im Koordinatensystem des entgrenzten Panoptikums stellt jeder einzelne Punkt die Position sowohl eines Beobachteten als auch eines Beobachtenden dar - garantiert also dem einzelnen einen gewissen Freiraum oder Handlungsspielraum. Aufgrund der Möglichkeit, selbst beobachten zu können, können einseitige, eindimensionale Beobachtungsverhältnisse immer wieder von neuem aufgelöst und aufgesprengt werden.

Das von Sartres Analyse des Blicks her entgrenzte Panoptikum läßt sich aber vor allem dazu verwenden, einige entscheidende Strukturmerkmale einer allgemeinen Theorie der Kultur zu veranschaulichen. Mit Hilfe der Vorstellung bzw. des Bildes eines entgrenzten Panoptikums kann Kultur als dezentrierte Kultur, als 'Kultur ohne Zentrum' (Rorty), als Kultur ohne Mittelpunkt und ohne letzten Halt bestimmt werden. Kein kulturelles (oder gesellschaftliches) System - weder Religion noch Wissenschaft, weder Philosophie noch Kunst - kann den Anspruch erheben, das absolute Zentrum innerhalb einer Gesellschaft einnehmen zu können. Vielmehr herrscht eine grundsätzlich auf ein und derselben Ebene angesiedelte, gleichwertige Vielfalt oder Pluralität kultureller Systeme, eine sich immer weiter ausdifferenzierende Pluralität der Sprachen, letztlich eine Pluralität und Vielfalt der kulturellen und/oder individuellen 'Identität(en)'. Da Kultur kein feststehendes Zentrum besitzt, sondern ihr Schwerpunkt oder besser: ihre Schwerpunkte einem ständigen Wechsel ausgesetzt sind, muß Kultur als ein sich ständig veränderndes Konglomerat verstanden werden, das sich nicht aus festen, architektonischen Strukturen zusammensetzt, die auf eindeutige Weise rekonstruiert werden könnten, sondern statt dessen aus kurzlebigen Netzen besteht, die sich immer wieder auf andere Weise konstituieren.

Diese kurzlebigen Netze, diese für einen mehr oder weniger lang bestehenden Zeitraum existierenden kulturellen Identitäten oder kulturellen Systeme setzen sich zwar auf der einen Seite immer wieder auf neue, kontingente Weise zusammen, auf der anderen Seite bedeutet dies aber nicht, daß Kultur als ein letztlich vom Menschen nicht zu steuernder, anonymer Prozeß, als eine von ihm nicht zu beherrschende Maschine aufgefaßt werden müßte. Im Gegensatz dazu besteht gerade aufgrund der Tatsache, daß der Mensch unhintergebar in seine eigene Kultur eingeschrieben oder eingeschlossen ist, immer die - wenn auch begrenzte - Möglichkeit, an dem Prozeß der Kultur auf aktive und kreative Weise teilzunehmen. Wie man sich an dem mit Hilfe von Sartres Analyse des Blicks experimentell entgrenzten Modell des Panoptikums vor Augen führen kann, garantieren gerade die immer wechselnden Beobachtungsverhältnisse die prinzipielle Möglichkeit, die veränderlichen Netze kultureller Systeme oder kultureller Identitäten selbst zu verändern, selbst miteinander zu kombinieren oder gar selbst auf neuartige Weise zu knüpfen. Kultur läßt sich somit ebensowenig wie die Beziehungen zwischen den Menschen, wie Intersubjektivität und Gesellschaft, mit Hilfe eines Gefängnismodells adäquat beschreiben. Statt dessen kann der einzelne mit Hilfe seiner eigenen Beobachtungs- und Interpretationsleistungen sich verfestigende Strukturen oder Verhältnisse immer wieder auflösen oder zumindest verschieben. Legt man also das Modell des entgrenzten Panoptikums einer allgemeinen Theorie der Kultur zugrunde, so erscheint Kultur nicht nur als eine 'Kultur ohne Zentrum', gleichzeitig veranschaulicht das Modell des entgrenzten Panoptikums die grundsätzlich unabgeschlossene 'Struktur' kultureller Prozesse, die ohne die Eigentätigkeit und Kreativität der Menschen nicht gedacht werden können. "Kultur ist nicht etwas, das einfach wächst, das wir den Dingen einfach entnehmen, das auch ohne uns ist, sondern etwas, das wir herstellen, machen, tun. Kultur [...] ist Leben - tätiges, herstellendes, poetisches Leben, und sie ist eben darin die Form [unserer Welt], die kulturelle Form der Welt."⁵

⁵ Jürgen Mittelstraß: Leonardo-Welt - Aspekte einer Epochenschwelle, in: Gert Kaiser u.a. (Hg.): Kultur und Technik im 21. Jahrhundert, Frankfurt/M., New York 1993, S. 19.

Abschließend möchte ich einige entscheidende Konsequenzen, die aus einem solcherart entgrenzten und dezentrierten, pluralistischen oder 'postmodernen' Verständnis von Kultur erwachsen, anhand der Problematik der Identität veranschaulichen. Die Aufgabe bzw. die Verabschiedung einer Suche nach einem absoluten kulturellen Zentrum führt auch auf der Ebene der Subjektivität oder Individualität und auf der Ebene der Frage nach der eigenen Identität zu erheblichen Modifikationen. So wie innerhalb der Kultur kein einheitliches Zentrum angenommen werden kann, so läßt sich auch auf der Ebene der menschlichen Subjektivität kein einheitliches Zentrum der Person voraussetzen. Wenn überhaupt noch von einer eindeutig abgrenzbaren Einheit der Persönlichkeit, von Individualität gesprochen werden kann, dann nur im Sinne einer dezentrierten, zerstreuten, pluralistischen oder polymorphen Persönlichkeitsstruktur. Eine solche Persönlichkeitsstruktur ist dadurch ausgezeichnet, daß sie sich in ihrer Einheit immer wieder von neuem zusammensetzt, daß sich die Stelle oder die Position eines Beobachtungs- und Handlungssubjekts immer wieder verschiebt bzw. immer wieder auf eine andere Weise aufgefüllt wird, so daß nicht mehr von einem Ich oder einem Subjekt gesprochen werden kann, das sich permanent gleichbleibt. Identität muß also analog der offenen Struktur des entgrenzten Panoptikums als ein sich ständig veränderndes Puzzle vielfältiger Elemente oder Fragmente verstanden werden, als ein Kaleidoskop wechselnder Bestimmungen und Festlegungen. Ebenso wie Gesellschaft und Kultur ist auch die eigene Identität kein Gefängnis, in das man von anderen endgültig eingeschlossen wird oder in das man sich selbst für immer einschließt, vielmehr muß Identität als ein niemals abgeschlossener Prozeß, als eine permanente Metamorphose begriffen werden.

Auf der Ebene der Beziehungen zwischen den Menschen, der Intersubjektivität oder des 'Mit-Seins' läßt sich das, was man sich unter einer solchen polymorphen Persönlichkeit bzw. Persönlichkeitsstruktur vorstellen könnte, am ehesten nachvollziehen. Die Begegnung mit einem anderen, fremden Menschen wirkt sich für jeden mehr oder weniger als eine Erfahrung der Fremdheit, als eine Irritation, als eine Dezentrierung und Relativierung einer bis dahin für selbstverständlich gehaltenen Wirklichkeit aus. Die Begegnung mit dem anderen und Fremden führt letztlich dazu, daß die bis dahin angenommene Einheit eines in sich stabilen Handlungs- und Beobachtungssubjekts in Bewegung gerät, so daß zunächst die Gefahr zu bestehen scheint, in eine Situation zu geraten, die derjenigen eines unter einer Psychose leidenden Menschen vergleichbar ist. Das bedeutet, daß man sich in einer Situation befindet, in der man innerlich zerrissen ist und den Kontakt mit der 'Realität' verloren hat: "Angesichts des Fremden, den ich ablehne und mit dem ich mich identifiziere, [...] lösen sich meine festgefügtten Grenzen auf, meine Konturen zerfließen, Erinnerungen an Erlebnisse, in denen man mich fallengelassen hat, überfluten mich, ich verliere die Haltung. Ich fühle mich 'verloren', 'konfus'."⁶ (Kristeva 1990: 203)

Einer solchen Erfahrung der Entfremdung, der Depersonalisation oder der Destrukturierung des Ichs, die sich bei einer Begegnung mit dem Fremden ereignet, ist der einzelne allerdings nicht völlig hilflos ausgesetzt. Es besteht immer die Möglichkeit, eine solche Auflösung und Dekomposition der eigenen Person oder Identität auf produktive, kreative Weise zu übernehmen. Zwar löst die Erfahrung einer Depersonalisation auf der einen Seite die bis dahin geltenden Grenzen der eigenen Identität auf, auf der anderen Seite öffnet sich aber durch die Erfahrung der Auflösung und Entgrenzung immer auch ein neuartiger Raum, innerhalb dessen sich eine neue und andersartige Form der eigenen Identität zu konstituieren vermag. In welcher Form eine solche neue Bildung und neue Strukturierung der eigenen Identität jeweils geschieht, kann hier nur auf allgemeine, abstrakte Weise angedeutet werden, letztlich ist dies immer von ganz konkreten, pragmatischen Umständen abhängig. Immerhin läßt sich aber sagen, daß eine Neubildung und Neustrukturierung der eigenen Identität immer auch durch die eigenen Wahrnehmungs-, Beobachtungs- und Interpretationsleistungen bestimmt wird. Für den amerikanischen Philosophen Richard Rorty muß das 'Ich', das 'Subjekt' oder das 'Selbst' als sogenannter narrativer Schwerpunkt, das heißt als Schwerpunkt eigener Erzählungen und Geschichten, aufgefaßt werden. Das Selbst erschafft sich jeweils auf neuartige Weise durch neue Selbstbeschreibungen. Sobald es eine andere Geschichte (über sich selbst, seine Lebensumstände, seine politischen Umstände etc.) erzählt, ändert es sich in seiner Zusammensetzung, eine Änderung der Geschichten führt also zu einer Veränderung der eigenen Identität.

Ich hoffe, es ist trotz der nicht leicht eingängigen Thematik dennoch in Umrissen deutlich geworden, was man unter einer postmodernen oder poststrukturalistischen Theorie versteht und mit Hilfe welchen Modells man sich diese Denkform vorstellen könnte. Darüber hinaus habe ich versucht, einige Schlußfolgerungen herauszuarbeiten, die sich dann ergeben, wenn man die postmoderne Denkform für ein Verständnis von Kultur und Identität fruchtbar zu machen versucht. Ob man sich letztlich für die postmoderne Denkform erwärmen kann, ob die postmoderne Theoriebildung eine gewisse Faszinati-

⁶ Julia Kristeva: Fremde sind wir uns selbst, Frankfurt/M. 1990, S. 203.

on ausübt oder nicht, hängt sicherlich nicht zuletzt auch von den eigenen - bis zu einem gewissen Grad autonomen - Beobachtungs- und Interpretationsleistungen ab. Die Vertreter der Postmoderne wären sicherlich die Letzten, die einer Relativierung ihrer eigenen Position im Wege stehen würden. Daher möchte ich an dieser Stelle mit der Empfehlung Richard Rortys schließen, "alle Bereiche der Kultur nicht als Autoritäten, sondern als Werkzeuge zu sehen: als Hilfsmittel zur Neubeschreibung und Neugestaltung unseres Ichs und unserer Umwelt."⁷

Peter Wiechens

Der Autor

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 34/35 1996,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>

⁷ Richard Rorty: Eine Kultur ohne Zentrum, Stuttgart 1993, S. 11.